

Der Chevalier de Ferrer.

Kriminal-Novelle

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Noch nie war ein Festdiner bei dem Freiherrn v. Kelling so unerquicklich verlaufen, wie dieses, und der größere Theil der Gesellschaft war froh, als es zu Ende war. Der Oberst schlug darnach dem Baron eine Whistparthie vor, an welcher der Chevalier und Anna theilnahmen. Van Son ging mit Harry in den kleinen Park hinab. Dort schritten sie eine Weile auf und ab und zankten sich ihrer Gewohnheit entsprechend dabei, bis Klotilde mit ihrem jüngsten Bruder, dem Studenten, erschien. Sie war eine Zeit lang im Spielzimmer verblieben, bis ihr die Luft dort zu schwül wurde.

Jetzt wandte sich van Son zu ihr, um ihr den Arm zu bieten. Sie lehnte mit kühlem Danke ab.

„Sind Sie mir böse?" fragte er.

„Wohl hätte ich mehr Grund, diese Frage an Sie zu richten," erwiederte Klotilde in einem bewegten Tone.

„An mich! Wie können Sie nur auf einen solchen Gedanken gerathen?"

„Sie wichen mir heute aus, antworteten mir kaum. Ich hatte mir es so schön vorgestellt —"

„Sie haben Recht, Baronesse, mich zu schelten. Ich habe unverzeihlich gehandelt." Van Son sah sich nach den Anderen um, Harry ging mit Hermann eben wieder nach dem Hause zurück. „Ein Anfall einer Gemüthskrankheit," sagte er jetzt lächelnd. Klotilde sah überrascht auf. „Sie ist ziemlich verbreitet und nennt sich — Eifersucht," fuhr er fort. Klotilde schlug den Blick zu Boden. „Der Chevalier war zu aufmerksam gegen Sie, und ich betrachtete dies als eine Beeinträchtigung meines Rechtes, das ich freilich noch nicht besitze, aber um das ich Sie bitten wollte und jetzt bitte." Er hielt ihr die Hand hin. „Bitte, geben Sie mir Ihre Hand." Zögernd reichte sie ihm dieselbe. „Darf ich sie festhalten?"

„Herr van Son!"

„Klotilde," fuhr er ernst und innig fort, „wenn ich das Wort nicht ausspreche, welches sonst ein Anderer wohl schon zehnmal gesagt hätte, so ist's nur darum, weil ich meine, Sie müßten es fühlen, was mir da im Herzen lebt."

„Ich bin Ihnen ja von Herzen gut," sagte sie und sah mit lieblichem Erröthen ihm in's Auge, „aber —"

„Nun, dann ist Alles gut," jubelte er. Von dem „Aber" war nicht weiter die Rede.

7.

Van Son wußte, wie viel der Freiherr auf die guten alten Sitten hielt, auf gewisse Formen in gewissen Sachen, deren Verletzung er gewiß übel genommen hätte. Die Werbung mußte also in herkömmlicher offizieller Weise erfolgen, und van Son sollte daher am nächsten Morgen zur schicklichen Stunde dem Baron einen Staatsbesuch abstatten.

Der alte Baron war ein Frühaufsteher; er pflegte gleich nach Sonnenaufgang einen längeren Rundgang zu machen, nahm dann auf seinem Zimmer allein sein Frühstück ein, worauf er zwei bis drei Stunden arbeitete, das heißt Zeitungen und Briefe las und mit den Wirthschaftsangelegenheiten sich befaßte. Während der Arbeit durfte man ihn nicht stören, nur der Gutsverwalter betrat zu dieser Zeit bisweilen das Kabinet des Freiherrn, wenn dieser ihn nämlich berufen hatte. Erst von elf Uhr ab nahm er Besuche an.

Eine Minute vor elf Uhr warf der Premierlieutenant van Son noch einen letzten Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob die Parade-Uniform gut sitze, knöpfte die Handschuhe zu und nahm den Helm unter den Arm. Dann stieg er langsam von dem zweiten Geschoße,



Elster, ein Eichhörnchen von ihrem Neste vertreibend. (S. 339)

in welchem die Gastzimmer lagen, hinab in das Mittelgeschoß, wo sich das Kabinet des Barons befand. Während er Toilette machte, war er — in solchem Augenblicke ist es verzeihlich — so mit verschiedenen Gedanken beschäftigt, daß er gar nicht beachtet hatte, wie ein Wagen vor dem Schlosse vorfuhr. Es war für ihn daher eine Ueberraschung ganz eigener Art, als er in dem kleinen Salon — das Wartezimmer vor dem Arbeitskabinete des Grafen — einen Herrn fand, ebenfalls in tadelloser großer Toilette und mit jener feierlichen Miene, die gleichsam die Signalflagge ist, welche die Ausführung eines großen Entschlusses ankündigt. Die Ueberraschung war ebenso groß als unangenehm, denn dieser Herr war der Chevalier de Ferrer. In dem Augenblicke, als van Son den kleinen Salon betrat, öffnete der Diener die Thüre des Arbeitskabinetes —: „Der gnädige Herr läßt bitten, einzutreten."

Van Son hatte nicht die Unart vieler seiner Kameraden, zu fluchen; diesmal aber murrte er einen so kräftigen und ehrlich gemeinten Fluch vor sich hin, daß jeder alte Wachtmeister beifällig dazu genickt hätte. Dieser Chevalier hatte ihm gestern bei dem Diner die Laune verdorben, und heute kam er ihm wieder in die Quere. Er machte ebenfalls einen Staatsbesuch, gerade wie van Son. Lag vielleicht auch derselbe Grund vor? Van Son biß die Lippen aufeinander, kaute an den zierlichen Spitzen seines Schnurrbartes, zerrte an den Handschuhen und fluchte schließlich noch kräftiger als das erste Mal.

Es verging Minute auf Minute, bis die Viertelstunde voll war, dann wurde es eine halbe Stunde und noch eine Viertelstunde, und endlich — van Son hatte genau siebenundfünfzig und eine halbe Minute gezählt — erschien der Chevalier wieder unter der Thüre. Eine förmliche Verbeugung, ein rascher Blick vom Scheitel bis zur Zehe — und die beiden Herren gingen aneinander vorüber.

Van Son betrat das Kabinet. Der Baron zog erstaunt die Brauen in die Höhe, als er den Lieutenant in voller Parade vor sich sah, und halb unwillkürlich sagte er: „Das ist ja merkwürdig!" Dieses Wort brachte van Son um den letzten Rest von Fassung; die vorbereitete Ansprache hatte er während des Harrens ohnehin schon zu drei Viertheilen vergessen.

„Ich komme wohl zu spät," begann van Son zu dem Vater Klotildens, „der Chevalier —"

„Wie!" entgegnetete der alte Baron, „Sie wußten, was den Chevalier zu mir führte —"

„Es braucht nicht viel Scharfsinn, um das zu errathen," unterbrach ihn van Son.

„Und Sie kommen in derselben Absicht," fuhr der Baron fort, „das hätte ich bei Gott nie, niemals gedacht! Vorhin glaubte ich, der Chevalier wolle sich einen schlechten Scherz machen, was soll ich gar von Ihnen denken!"

„Ich meine, es sei doch nichts Außerordentliches dabei, wenn ich — und zudem — da bereits gestern — unsere Herzen — die Zusage der gnädigen Baronesse —"

Van Son war vollständig verwirrt geworden, denn der Freiherr sah ihn mit einem strengen, mißbilligenden Blick an, den er sich nicht zu deuten vermochte. „Zusage? Meine Tochter hat Ihnen eine Zusage gegeben? Wann zum Kukuk haben Sie denn mit Anna darüber gesprochen?"

„Mit Baronesse Klotilde," berichtigte der Lieutenant; „nach dem Diner im Parke."

Der Freiherr schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirne. „Daß ich doch — warum sagten Sie nicht gleich, um wen es sich handle!"

Der Lieutenant sah ihn verblüfft an. „Es konnte doch kein Zufall sein —"

„Ja, ja," unterbrach ihn der Baron. „Unter anderen Umständen freilich nicht. Der Chevalier hat mich ganz und gar in Verwirrung gebracht. Er hat nämlich soeben um Anna's Hand angehalten."

Ein Stein von Centnerschwere fiel nun dem Lieutenant vom Herzen, und nun vermochte er auch allmählig seine Fassung wieder zu gewinnen, um wenigstens nachträglich noch die feierliche Form zu wahren, mit der man solche Dinge zur Sprache bringt.

„Herzlich gerne nehme ich Sie als Sohn an," erwiederte der Freiherr, nachdem van Son seine Ansprache beendet hatte. „Wenn Klotilde Ihnen gut ist, meiner Zustimmung können Sie gewiß sein. Ich gebe sie jedenfalls beruhigter, als in dem anderen Falle vorhin. Nun sei es denn; vielleicht schlägt es auch für Anna zum Glück aus, auf das ich freilich niemals gehofft hatte."

Man konnte es dem Freiherrn nicht verdenken, daß er noch im Banne der Ueberraschung stand, welche ihm die Werbung des Chevaliers bereitet hatte. De Ferrer war vor etwa zwei Monaten mit Oberst Seebach in die Gegend gekommen. Noch in Nizza hatte der Chevalier geäußert, es würde ihn interessiren, die Heimath des „Freundes" kennen zu lernen, und der Oberst hatte daraufhin sofort ihn eingeladen, sein Gast zu sein. Sie waren von Nizza geradewegs heimgefahren, und Seebach hatte sich beeilt, den Freund in die Gesellschaft des Kreises einzuführen. Die Beiden schienen überhaupt unzertrennlich geworden zu sein, der Oberst war nur in Begleitung des Chevaliers zu sehen. Letzterer hatte so ziemlich überall gute Aufnahme gefunden, da er es namentlich verstand, sich die Sympathien der älteren Damen zu erwerben.

Ein Anderes freilich war es, ob er als Schwiegersohn willkommen zu heißen wäre. Der Freiherr hatte in der That es fast als einen beleidigenden Scherz aufgenommen, als der Chevalier ihm seine Absicht erklärte. Es war doch etwas schwer begreiflich, daß ein Mann, wie der Chevalier, eine Dame zur Frau wähle, die weder durch Schönheit noch durch Geist, noch auch durch Reichthum glänzte. Dieser erklärte jedoch, daß er weder eine reiche, noch eine schöne Frau suche, sondern eine sanftmüthige, tüchtige Hausfrau. Er sei endlich des ewigen Herumwanderns müde und wünsche ruhige und bequeme Häuslichkeit zu genießen. Er habe Baronesse Anna beobachtet, und namentlich ihr Verhalten beim Spiele habe ihm gezeigt, daß sie jenes Temperament und jenen Charakter besitze, den er wünsche.

Das klang Alles so plausibel und ganz und gar nicht unwahrscheinlich; überdies konnte man ja dem Chevalier auch Eigenheiten und Marotten zutrauen, da ihm ohnehin etwas Räthselhaftes anhaftete. Der Freiherr gab trotz alledem nur bedingt seine Zustimmung; erstens sollte überhaupt Baronesse Anna entscheiden — denn der Chevalier hatte noch nicht mit ihr gesprochen, da er vorerst die väterliche Zusage haben wollte — zweitens wünschte der Freiherr noch genauere Erkundigungen über den Eidam einzuziehen. Eine bestimmte bindende Antwort sollte der Chevalier daher erst später erhalten.

Dieser Umstand brachte es auch mit sich, daß die förmliche Verlobung Klotildens mit van Son ebenfalls erst später gefeiert werden sollte, da der Freiherr doch vermeiden wollte, daß der Chevalier sich etwa verletzt fühle, wenn der Bewerber um die zweite Tochter sofort angenommen, ihm dagegen gewissermaßen eine Probezeit auferlegt worden wäre. Eventuell sollte es natürlich ein Doppelfest werden, die Verlobung beider Schwestern gleichzeitig gefeiert werden.

Für die Zukunft entwarf man nun Pläne; van Son erklärte, seine Entlassung aus der Armee nehmen zu wollen, da er des Dienstes ohnehin schon müde sei. Van Son war der jüngste Sprosse eines ziemlich reichen und angesehenen Hauses, das in der Handelswelt eine bedeutende Stelle einnahm. Der bereits verstorbene Vater hatte jedoch, um den Bestand der Firma zu sichern, die Bestimmung getroffen, daß die zwei jüngsten Söhne nur eine Art Apanage, ein Jahrgeld erhalten sollten, das nicht einmal sehr hoch bemessen war. Als alleinstehender Mann hatte van Son freilich sehr bequem leben können; das Jahrgeld reichte jedoch nicht hin, um eine Familie, die an die Gesellschaft Ansprüche stellen wollte, zu erhalten. Indessen war ihm von seinen Brüdern die Stelle eines Direktors einer neuen Bahnlinie zugedacht worden, da bei dem Baue dieser Linie die Firma van Son in erster Linie betheiligt war. Damit war ihm ein sehr reiches Einkommen gesichert. Der Freiherr hätte es allerdings gerne gesehen, wenn der Schwiegersohn Landwirth geworden wäre, und er hatte daran gedacht, dieser könnte das zum Verkauf gelangende Gut erwerben. Van Son fühlte jedoch einerseits keine Neigung für den landwirthschaftlichen Beruf, andererseits fehlte ihm ja auch das baare Vermögen zum Ankaufe des Gutes.

Der Gedanke Kelling's, daß Letzteres in die Hände eines Familienmitgliedes kommen möge, sollte aber dennoch zur Zufriedenheit des Freiherrn sich verwirklichen.

8.

Der Tag der öffentlichen Feilbietung des Gutes — Windenau hieß es — stand nahe bevor. Es war drei Tage vor dem Termine. Graf Roven hatte soeben ein Schreiben seines Bankiers erhalten, das ihm viel Kopfzerbrechen machte. Zweimal hatte er es schon durchgelesen und dabei verwundert den Kopf geschüttelt. Sein Sohn, ein etwa achtzehnjähriger frischer Junge, der erst vor einem halben Jahre die Universität bezogen hatte und jetzt auf Ferien daheim weilte, kam zufällig in das Arbeitskabinet des Grafen.

„Hast Du Schulden gemacht?" fragte ihn der Vater.

„Noch nicht," war die treuherzige Antwort, welche dem Grafen ein Lächeln abnöthigte.

„So? Noch nicht, das heißt, es wird also wohl noch dazu kommen."

„Ja, wenn Du mich zu kurz hältst, freilich. Wie kommst Du aber zu dieser Frage?"

„Nun, ich dachte, Du hättest vielleicht zu Deiner Schwester Zuflucht genommen, und — allerdings wäre die Summe zu hoch. Ganz unerklärlich!"

Die Sache war wirklich auffallend. Gräfin Ida besaß nämlich ein eigenes Vermögen, etwa hunderttausend Mark, welches ihr als Erbschaft von Seite eines Oheims zugefallen war. Damals hatte sie von dem Vater sich erbeten, daß sie frei und unumschränkt darüber verfügen dürfe, und Graf Roven, der den energischen, selbstständigen Charakter der Tochter kannte, hatte es lächelnd zugestanden. Nun theilte ihm der Bankier, der dieses Geld verwaltete, mit, daß auf eine von Gräfin Ida unterzeichnete Anweisung hin sechzigtausend Mark erhoben worden wären. Die Anweisung sei echt gewesen, denn der Bankier hatte vorsichtiger Weise telegraphisch angefragt. Wozu brauchte Gräfin Ida diese große Summe? Das war die leicht begreifliche Frage, die sich der Vater vorlegte und auf die er keine Antwort wußte.

Graf Roven war durch diesen Zwischenfall verstimmt geworden, und er sagte daher auch dem eintretenden Diener, der ihm die Karte eines Besuchers brachte, ohne letztere anzusehen: „Ich bin für Niemand zu sprechen."

„Der Herr meinte, eine sehr dringende Angelegenheit von großer Wichtigkeit —"

„Wer ist es denn eigentlich?“ Graf Roven nahm die Karte zur Hand und las den Namen: Chevalier de Ferrer.

„Lasse ihn eintreten,“ entschied er nach kurzer Ueberlegung.

Nach dem Austausch der Begrüßungen kam der Chevalier sofort auf den Grund seines Besuches zu sprechen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um Windenau. Er sei gewillt — erklärte der Chevalier — sich in dem Kreise niederzulassen, da ihm Land und Leute wohlgefielen. Das Gut Windenau würde ihm in jeder Hinsicht passen, und er möchte es erwerben. Nun habe er wohl erfahren, daß bereits Bewerber um dasselbe vorhanden seien; mit Rücksicht auf gewisse Verhältnisse, von denen er gehört habe, glaube er jedoch, daß es vielleicht gerade im Interesse jener Bewerber liege, wenn das Gut in die Hände eines Dritten gelange. Er komme daher, um dem Grafen einen Vorschlag zu machen. Dieser solle einfach darauf verzichten, mitzubieten; dafür sei er — der Chevalier — bereit, im Falle er das Gut erstehe, mit Graf Roven einen Vertrag zu schließen, der diesem die Ausnutzung der Wasserkraft, um welche es ihm ja in erster Linie zu thun sei, sichern würde.

Der Vorschlag war überraschend und — verlockend. Nur eine Frage war: was wird der Freiherr thun, wird er dem Chevalier zu Liebe ebenfalls zurücktreten? Graf Roven richtete offen die Frage an den Besucher.

„Baron Kelling würde in diesem Falle ebenfalls auf die Bewerbung verzichten,“ versicherte der Chevalier. „Ich habe sein Wort und verpfände Ihnen gegenüber das meine.“

„Dies genügt,“ erwiederte artig der Graf.

Die Angelegenheit war abgemacht. Bei der Feilbietung erschien zum nicht geringen Erstaunen des Vertreters der Erben nur ein einziger Bieter, der Bevollmächtigte des Chevaliers de Ferrer. Dieser erstand das Gut zu dem Ausrufspreise, der — auf einer amtlichen Schätzung beruhend — unter dem wahren Werthe des Gutes war. Der Aerger der Erben über diesen Ausgang war groß, nicht minder groß auch die Aufregung, welche dieses Ereigniß im ganzen Gaue hervorrief. Viel und lebhaft wurde auf allen Edelsitzen und Schlössern davon gesprochen; man hatte einen sensationellen Wettkampf zwischen den beiden Nebenbuhlern erwartet, und sah sich nun enttäuscht; Beide waren dem Kampfe ausgewichen. Wie das so gekommen sei, wußte man im ersten Augenblicke nicht, errieth es aber bald, als bekannt wurde, der Chevalier habe mit Graf Roven einen Vertrag über die Wasserrechte abgeschlossen — dies war sofort am Tage nach dem vollzogenen Ankaufe geschehen — und sei der künftige Eidam des Freiherrn v. Kelling.

Letzterer hatte nämlich seine endgiltige Zustimmung zu der Verlobung des Chevaliers mit Baronesse Anna gegeben, nachdem die eingezogenen Erkundigungen die Angaben des Chevaliers über seine Herkunft und Familie bestätigt hatten, und der Vater mit einigem Erstaunen bemerkte, daß seine stille, harmlose Tochter urplötzlich eine tiefe Leidenschaft für ihren Freier verrathe, welche ihm beinahe unheimlich erschien, so natürlich sie im Grunde war.

Gräfin Ida hatte die Nachricht von all' diesen Vorfällen in der Residenz erhalten, wohin sie mit der Prinzessin schon lange zurückgekehrt war. Ob sie in der einen oder anderen Weise ihre Theilnahme erregte, hätte Niemand bestimmen können; sie sprach nichts darüber und hatte nur mit dem Kopfe genickt, als Tante Herbart bemerkte: „Der Chevalier hat wahrhaftig einen schlechten Geschmack! Schade.“

Die Doppelhochzeit sollte im Herbste nach der Ernte stattfinden; bis dahin konnte van Son seinen Abschied erhalten und der Chevalier sich auf Windenau eingerichtet haben. Die Kameraden sahen van Son nur ungern ziehen, und am schwersten empfand den Verlust Harry, der seinem künftigen Schwager rund heraus sagte: „Hätte ich das geahnt, würde ich Dich wohl nie mitgenommen haben.“ Der Lieutenant hatte sich in der letzten Zeit gewaltig geändert. Das Fahrige, Hastige, Brausende in seinem Wesen verschwand immer mehr, es klärte sich zu einer maßvollen Lebendigkeit ab, und sein Gebahren wurde ernster.

Die letzten zwei Wochen vor der Hochzeit brachte van Son, der bereits den Abschied bekommen hatte, in der Nähe seiner Braut zu. Aus Schicklichkeitsrücksichten wohnte er nicht in Pürglitz, sondern hatte bei dem künftigen Schwager in Windenau Quartier genommen. Die meiste Zeit des Tages freilich wurde in Pürglitz verbracht, welches von Windenau aus in einer kleinen Stunde zu Fuß zu erreichen war. Van Son wählte auch oft, wenn er nicht hinüber ritt, den Fußweg, der meist durch herrlichen alten Wald führte. Dabei mußte er freilich eine ziemliche Strecke über Roven'schen Grund gehen, und deshalb sah es der alte Baron nicht gerne, wenn van Son den Waldweg benutzte. Dieser hingegen begriff nicht, weshalb er es nicht thun solle; der Weg war ein öffentlicher, Niemand hatte das Recht, ihm die Benutzung desselben zu verbieten, und über die Ansicht des Freiherrn, „es könnte ihm ein Unfall zustoßen,“ hatte er nur lächeln müssen. So gefährlich war es hier denn doch nicht, „feindliches“ Gebiet zu betreten.

Es waren nur noch drei Tage bis zur Hochzeit. Van Son war des Morgens mit dem Chevalier nach Pürglitz gefahren; Letzterer kehrte bald wieder heim, da er noch Geschäfte zu haben vorgab; van Son blieb bei seiner Braut. Erst nach dem Souper brach er auf; es war ein prächtiger, milder Herbstabend, klar und warm. Der Mond mußte bald aufgehen; van Son lehnte es daher ab, das ihm angebotene Pferd Hermann's zu nehmen, so sehr auch der Freiherr ihm zusprach. „Ich werde künftighin selten Gelegenheit haben, in Wäldern spazieren zu gehen,“ meinte er; „ich muß sie daher jetzt ausnützen.“

Er verließ gegen halb zehn Uhr Pürglitz; wenn er noch so langsam ging, konnte er in einer Stunde Windenau erreichen. Es wurde elf Uhr, es wurde Mitternacht, in Windenau erlosch das letzte Licht, welches aus den Fenstern des von de Ferrer bewohnten Gemaches gestrahlt hatte — van Son war noch nicht zurückgekehrt.

9.

„Ist der Herr Lieutenant schon fortgeritten?“ fragte der Chevalier den Diener, welcher ihm Morgens das Frühstück brachte. De Ferrer hatte die Gewohnheit, im Bette zu frühstücken.

„Der Herr Lieutenant ist diese Nacht nicht nach Hause gekommen,“ erhielt er zur Antwort.

Der Chevalier sah verwundert auf, sagte aber nichts weiter, und der Diener zog sich zurück. „Er hat sich in Pürglitz verspätet und blieb dort als Gast,“ mochte sich Ferrer denken.

Eine halbe Stunde später kam der Diener wieder, ohne gerufen worden zu sein.

„Was ist's?“ fuhr ihn der Chevalier an.

„Gnädiger Herr, der Herr Lieutenant —“

„Ist er zurückgekommen?“

„Nein, er ist — man hat ihn gefunden — im Walde — erschossen Er ist todt, ganz todt“

Der Chevalier sprang aus dem Bette. „Rasch meine Kleider; indessen mein Pferd satteln — nein, den Wagen in Stand setzen.“

In wenigen Minuten war Alles geschehen. Der Chevalier fuhr nach dem Unglücksorte, soweit es die Beschaffenheit des Weges gestattete, eine Strecke von etwa fünfhundert Schritten mußte er noch zu Fuße gehen, bis er zu der Stelle kam, wo die Leiche van Son's lag. Es waren bereits mehrere Leute da, der Roven'sche Waldaufseher, welcher den Todten zuerst aufgefunden hatte, einige Dörfler und der Arzt der gräflichen Fabriken. Letzterer hatte den Körper van Son's untersucht, sein Urtheil lautete, daß der Tod fast augenblicklich eingetreten sein müsse; die Kugel hatte die Lunge durchbohrt und war bis zum Rückgrat gedrungen, welches ebenfalls verletzt worden war. Den Umständen nach mußte der Schuß aus nächster Nähe abgegeben worden sein, und zwar aus einem Hinterhalte, darauf deutete die Lage hin, in der man die Leiche gefunden hatte. Das Antlitz des Todten zeigte fast keine Veränderung, es lag noch ein Ausdruck glücklicher Heiterkeit in demselben, den doppelt schmerzlich berühren mußte

Bald nach dem Chevalier erschien auch Graf Roven auf dem Platze, man hatte ihn gleich verständigt, denn das Unglück war auf seinem Grunde geschehen. Tief bewegt und erschüttert bot er dem Chevalier die Hand.

„Wie das nur geschehen sein mag!“ rief er aus.

„Ein Mord! Unzweifelhaft ein Mord!“ erwiederte de Ferrer.

Ja, wer war aber der Mörder? Und welchen Grund hatte dieser gehabt, den arglosen Wanderer meuchlings niederzuschießen?

Vorerst handelte es sich darum, den Todten aus dem Walde zu schaffen. Pürglitz lag nicht nur am nächsten, dort hatte man auch das erste Anrecht auf den Todten, der ja bereits zu der Familie gezählt worden war.

Klotilde brach in den Armen des Vaters zusammen, als sie den traurigen Zug erblickte, und der Freiherr selbst vermochte sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten. Seltsame Worte murmelte er vor sich hin, als er den Todten betrachtete, und was er damit meinte, sprach er später dem Chevalier gegenüber aus, als dieser die Frage berührte, wer der Mörder sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

Elster und Eichhörnchen.

(Mit Bild auf Seite 337.)

Das muntere, possierliche Eichhörnchen ist ohne Zweifel eine der Hauptzierden unserer Wälder und Parks. Es genießt je nach der Jahreszeit Früchte oder Sämereien, Beeren, Körner und Pilze, am liebsten Nüsse, die es, auf den Hinterbeinen sitzend, zwischen den Vorderpfoten hält und mit seinen scharfen Zähnen knackt. Leider ist das Eichhörnchen aber auch ein Räuber schlimmster Art, verschont kein kleines Wirbelthier, mordet besonders junge Vögel, die es in den Nestern aufsucht, oder saugt die vorhandenen Eier aus. Kleine Vögel müssen vor dem mordlustigen Gesellen eilig flüchten, froh sein, das eigene Leben zu retten, und ruhig zusehen, wie ihm der Inhalt des Nestes zur Beute fällt; größere Vögel jedoch setzen sich häufig zur Wehre, und das lüsterne Eichhörnchen ist dann nicht selten genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Eine solche Scene stellt unser hübsches Bild auf S. 337 dar, welches uns den kleinen Freibeuter zeigt, wie er, sich dicht an den Baumstamm drückend, mit erschreckten Blicken auf die soeben herbeigeflogene Elster schaut, die mit lautem Geschrei den Plünderer ihres Nestes anfährt und nicht übel Lust zu haben scheint, zum direkten Angriff überzugehen. Denn die zum Geschlecht der Raben gehörige Elster ist trotz ihrer sprichwörtlichen Geschwätzigkeit nicht nur ein äußerst listiger und verschlagener, sondern auch ein sehr muthiger Vogel, gleich bereit zum Angriff wie zur Abwehr. Der deutliche Schrecken des Eichhörnchens ist daher nicht ohne Grund, und der kecke Räuber wird jetzt schleunigst das Weite suchen müssen, um der Rache des zürnenden Vogels zu entgehen.

Das Schifferhaus in Lübeck.

(Mit Abbildung.)

Das Haus der Schiffergesellschaft in Lübeck, meist kurzweg das Schifferhaus genannt, ist mit seiner ganzen Einrichtung noch ziemlich wie vor dreihundert Jahren erhalten, und unsere Abbildung versetzt die Leser in die sogenannte „Diele“ oder das Erdgeschoß desselben, welches jetzt zu einer vielbesuchten Restauration eingerichtet ist. Die Schiffergesellschaft, der das Haus gehört, ist die alte Zunft oder freie Genossenschaft der Lübeckischen Seefahrer und Segelmacher, welche ein namhaftes Vermögen besitzt und den Zweck verfolgt, einerseits die gewerblichen und Standesinteressen ihrer Mitglieder korporativ zu vertreten, andererseits aber aus den Zinsen des Vermögens der Gesellschaft hilfsbedürftige Mitglieder, sowie Wittwen und Waisen derselben zu unterstützen. Die „Diele“ ihres Hauses war ehedem das Lokal für die Versammlungen und Geschäftsabschlüsse der Gilde. Sie ist eine mäßig hohe Halle, deren Decke von starken Durchzugsbalken getragen wird, von welchen Schiffsmodelle, ausgestopfte Thiere ferner Zonen und Gallionsfiguren von Schiffen herabhängen. Die Wände sind mit Getäfel bekleidet, über dem sich alte Wandmalereien befinden und allerlei wunderliches Geräthe als Zierrath zu sehen ist. Parallel mit den Langseiten stehen drei Reihen Tische und Bänke mit geschnitzten Rückwänden, kleineren Gesellschaften einen behaglich abgeschlossenen Raum darbietend, die namentlich in den Abendstunden fast immer dicht besetzt sind.

Die Einsegnung des Lützow'schen Freicorps in der Kirche zu Rogau.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Als in jenen denkwürdigen Tagen des Februar und März 1813 ein mächtiger Sturm der Begeisterung durch das deutsche Volk ging und Alles zu den Waffen eilte, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, da schlug der wackere Major v. Lützow, der mit der Bildung eines besonderen Freicorps betraut war, sein Werbebureau im „Scepter“ zu Breslau auf. Der Zudrang war so groß, daß schon in wenigen Wochen 900 Infanteristen und 260 Reiter, und binnen vier Monaten 2800 Mann zu Fuß und 480 Reiter unter den Waffen standen. Als die ersten Kompagnien und die erste Schwadron ausgerüstet und zum Ausmarsch bereit waren, führte Major v. Lützow sie nach dem Dorfe Rogau, dessen Pfarrer ein glühender Patriot war, um dort die Waffen und die, welche sie führten, zum Sieg oder Tod für das Vaterland kirchlich weihen zu lassen. So füllte sich denn die kleine Dorfkirche mit der Schaar der ernstgestimmten Männer und Jünglinge, worunter Theodor Körner, Jahn, Friesen, Steffens u. A. m., welche zunächst das herrliche Körner'sche Lied: „Wir treten hier im Gotteshaus“ sangen, worauf Pastor Peters eine tiefergreifende Rede hielt, Gott um Hilfe für die patriotischen Kämpfer anflehte und ihre Waffen segnete (siehe unser Bild auf S. 341). Nach den Zeugnissen Aller war es ein ergreifender und begeisterter Augenblick, welcher allen Betheiligten unvergeßlich blieb und Viele zum Tode für das Vaterland und seine Befreiung weihte, wie ja zunächst den Dichterjüngling Theodor Körner selbst und den tapferen Friesen, der später in Frankreich von bewaffneten Bauern erschlagen wurde, nachdem er das Muster und Vorbild und der Stolz der Lützow'schen Schaar gewesen war.



Das Schifferhaus in Lübeck.

Ein seltsames Privilegium.

Erzählung

von

Bernhard Stavenow.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem Nachmittage im August des Jahres 1649 stand Meister Roullard, einer der ersten Pariser Goldschmiede, in seinem Laden und hielt ein mit sauberen Zügen und prächtigen Initialen verziertes Schriftstück in der Hand, welches er mit großer Aufmerksamkeit zu lesen schien.

„Ausgezeichnet!“ sagte er dann, sich zu seiner jugendlichen Nichte wendend, welche in der Nähe des Schaufensters saß. „Es ist ganz undenkbar, daß Seine Herrlichkeit der Herr Premierminister Mazarin dieses Gesuch nicht berücksichtigen sollte.“

„Liegt Euch denn wirklich so viel an dem Titel eines Hof-Goldschmieds, Oheim?“ fragte Jeannette und blickte dabei auf die Straße hinaus.

„Ob mir daran liegt?“ versetzte Roullard. „Welch' dumme Frage! Mit der Erlangung des Titels ist mein Glück gemacht!“

„Ich fürchte,“ wandte das junge Mädchen zögernd ein, „daß Euch dieser Titel schaden könnte.“

„Und warum?“

„Weil Eure gesammte Kundschaft es mit dem Prinzen Condé hält. Ihr selbst habt Euch im Umgange mit diesen dem Hofe feindlichen Herren daran gewöhnt, immer übel von dem jetzt wieder allmächtigen Minister zu sprechen...“

„Still!“ unterbrach sie der Goldschmied und begleitete dieses Wort mit einer gebieterischen Handbewegung. „Wenn ich dann und wann leichtfertige Urtheile über den Minister nachgeplappert habe, so that ich Unrecht. So lange übrigens der bisherige Hof-Goldschmied Musson lebte, hatte ich keine Aussicht zur Erfüllung meines Lieblingswunsches. Sein Tod, den ich vorgestern erfuhr, als ich den Jules zum Postwagen nach St. Germain begleitet hatte, ändert die Sache. Aber ist denn Jules noch nicht wieder zurück?“

„Nein, Oheim! Sein langes Ausbleiben beunruhigt mich schon den ganzen Nachmittag.“

„So, so!“ versetzte Meister Roullard, die Stirne runzelnd und seine Nichte scharf ansehend. „Du läßt Dich von Jules Noiraud



Die Einsegnung des Lützow'schen Freicorps in der Kirche zu Rogau in Schlesien. (S. 340)

sehr leicht beunruhigen. Denkst wohl noch immer an das schöne Heirathsprojekt — he?"

„Meine gute Mutter hatte uns für einander bestimmt."

„Deine Mutter... ja! Aber ich, ich habe andere Ansichten! Da ich Dir eine Mitgift geben kann, so will ich auch, daß Du einen wohlhabenden Mann heirathest."

„Kann Jules nicht auch noch reich werden?" wandte das Mädchen schüchtern ein.

„Ja, durch irgend ein Wunder!" versetzte der Goldschmied spöttisch. „Er hofft wahrscheinlich noch immer auf jenen italienischen Abenteurer, der einst bei seiner Mutter zu Grenoble wohnte und der ihn über die Taufe gehoben hat. Ein Capitano Juliano, wenn ich nicht irre."

„Ihr wißt, Oheim, daß Jules davon nur im Scherze spricht."

„Kurz und gut: aus dieser Heirath wird nichts."

Das Gespräch wurde hier unterbrochen, indem drei Herren in den Laden traten. Der Eine war der reiche Generalpächter Johann Dubois, der Andere war ein Herr v. Colbert, der Dritte der Komthur v. Souvré. Diese Drei gehörten bisher nicht zur Kundschaft des Meisters Roullard, denn sie waren als Anhänger Mazarin's allgemein bekannt. Aber sie hatten von einigen Prachtstücken gehört, welche der Meister ausgestellt hatte, und kamen nun, dieselben zu sehen.

Jeannette verließ bei dem Eintritt der drei Fremden still den Laden, während der Goldschmied die Herren mit ausgesuchten Höflichkeiten überhäufte. Eben wollte er für den Herrn v. Colbert und den Generalpächter einige Geschmeide zurücklegen, als ein junger Mann in den Laden trat. Dieser war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, einfach aber schmuck gekleidet, und zeigte ein von Blatternarben etwas entstelltes Gesicht, in dessen Zügen jedoch der Ausdruck offener Gutmüthigkeit unverkennbar war. Er grüßte höflich die fremden Herren und wandte sich dann, ein Päckchen auf den Tisch legend, in heiterem Tone zu dem Goldschmied: „Guten Tag, Meister! Ihr habt Euch gewiß beunruhigt, da Ihr mich schon am Vormittage erwarten durftet. Aber der Herr Graf v. Nogent hat mich so lange zurückgehalten; ich mußte eine kleine Ausbesserung an seinem silbernen Tafelaufsatz vornehmen."

„Ah! Ihr waret beim Grafen Nogent?" fragte Herr v. Colbert den jungen Mann. „Wie befindet er sich denn?"

„Ausgezeichnet wohl, gnädiger Herr."

„Ausgezeichnet wohl?" wiederholte der Komthur v. Souvré. „Dann hat er sicherlich wieder irgend eine Bosheit gegen den Minister ersonnen."

„Nun, eben keine Bosheit, sondern nur ein kleines Spottgedicht von etwa zwanzig Strophen, das er mir vorgelesen hat."

„Jules!" rief der Goldschmied erschrocken. Aber der junge Mann beachtete den Ruf nicht. Er konnte ja nicht wissen, daß Meister Roullard seine Meinung seit vorgestern geändert hatte; auch kannte er die anwesenden Herren nicht, die er, wie alle bisherigen Kunden seines Meisters, für Feinde des Ministers hielt. Er fuhr also ganz unbefangen fort: „Der Herr Graf war so gütig, mir eine Abschrift des Liedes zu geben. Hört nur —"

Schon wollte er mit seinem Vortrage des Spottgedichtes beginnen, als Meister Roullard losdonnerte: „Wirst Du schweigen, Bursche!"

„Laßt ihn doch, Meister!" wehrte der Komthur, der nur aus persönlichem Interesse die Partei Mazarin's ergriffen hatte, während er als französischer Edelmann denselben im Herzen glühend haßte. „Ich bin ganz versessen auf dergleichen Spottlieder und besitze bereits eine ganz beträchtliche Sammlung davon."

„Auch mein Meister sammelt sorgfältig alle diese Mazarinaden!" sagte Jules, welcher der Meinung war, daß der Goldschmied ihm nur das Singen als eine Unschicklichkeit hatte verbieten wollen. „Wir, seine Arbeiter, müssen sie auswendig lernen, damit wir sie in Paris verbreiten."

Die drei Herren ließen ein lautes Gelächter erschallen.

Der Goldschmied war klug genug, den Versuch zu machen, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Er wandte sich wieder zu Jules: „Du bist wohl gar nicht beim Marquis v. Avaux gewesen?"

„Gewiß war ich beim Marquis, Meister."

„Aber warum bringst Du die Räucherschale zurück?" fragte Roullard, auf das Päckchen deutend, welches Jules auf den Tisch gelegt hatte, und dem jungen Manne bedeutungsvoll zublinkend. Jules verstand jedoch letzteres Zeichen nicht.

„Aber Meister," sagte er, „das sind ja die Lieder, welche mir der Graf Nogent für Euch mitgegeben hat, um Euch ein Vergnügen zu bereiten!"

Dem Goldschmied trat der Schweiß auf die Stirne.

„Das ist eine Lüge!" keuchte er. „Eine nichtswürdige Verleumdung!"

„Lüge . . . nichtswürdige Verleumdung?" brauste jetzt auch Jules auf. „Meister, wer ist ein Lügner?"

„Du, Elender! . . . Und um es vor diesen Herren zu beweisen, jage ich Dich auf der Stelle aus dem Hause!" Und der Goldschmied sprang hinter dem Tisch hervor und öffnete die Thüre des Ladens.

Jules wechselte die Farbe und ballte krampfhaft die Hände. Doch bezwang er sich und sagte ziemlich ruhig, wenn auch mit gepreßter Stimme: „Nun wohl; ich gehe, Meister. Denn ich sehe, Ihr seid — toll geworden."

Und ohne der wüthenden Geberden des Goldschmieds zu achten, ging der junge Mann von dannen.

Die drei Herren, welche stumme Zeugen dieses Auftrittes gewesen, entfernten sich bald. Meister Roullard wischte sich den Schweiß von der Stirne, schloß für heute den Laden und begab sich dann zu seiner Nichte, um vor der Schluchzenden seinen ganzen Zorn gegen Jules auszuschütten.

2.

Nachdem Jules das Haus seines Meisters verlassen, dessen erster Geselle er gewesen, durchstreifte er die Straßen von Paris ohne Zweck und Ziel. Die Verweisung aus dem Hause des Meister Roullard zerstörte seine schönsten Hoffnungen; denn er liebte Jeannette mit aller Innigkeit, deren nur ein unverdorbenes Herz fähig ist, und wußte sich von ihr in demselben Maße wiedergeliebt.

Dem Laufe der Seine unbewußt folgend, kam er an den Tuilerien vorüber und gelangte so in den Park. Erschöpft ließ er sich auf einer Bank nieder.

An Jeannette denkend, legte er die Hand auf sein Herz und fühlte da etwas Hartes. Unwillkürlich fuhr seine Hand in die Brusttasche seines Rockes und zog ein kleines gedrucktes Heft hervor. Es war dies eine Schmähschrift gegen Mazarin, in Form einer Biographie den ganzen bisherigen Lebenslauf desselben enthaltend. Der Graf v. Nogent hatte ihm diese Schrift, das neueste Pasquill auf den Premierminister, geschenkt.

„Verwünschter Mazarin!" murmelte Jules beim Anblick dieser Schrift. „Du trägst die Schuld an meinem ganzen Unglück."

Ohne eine eigentliche Absicht dabei zu haben, begann er in dem Hefte zu lesen. Er hatte schon mehrere Seiten desselben überflogen, als eine Stelle seine Aufmerksamkeit fesselte. Diese Stelle lautete:

„Bevor er Diplomat wurde, trug Mazarin den Degen. Er befehligte im Jahre 1625 eine Kompagnie Schützen. Der päpstliche General Conti ertheilte ihm damals eine Mission an den Marquis v. Couvres. Er fand den Marquis zu Grenoble, wo er sich mehrere Monate lang unter dem Namen eines ‚Capitano Juliano' aufhielt."

Mit pochendem Herzen las der junge Mann diesen Satz zu wiederholten Malen. Der Name, der Ort und die Jahreszahl ließen keinen Zweifel übrig, daß von dem Manne die Rede war, der ihn über die Taufe gehalten. Mazarin war also sein Pathe!

Der Ueberraschung folgte die ausgelassenste Freude über diese Entdeckung. Er schnellte von der Bank empor und rief lachend und hüpfend: „Er ist mein Pathe! . . . Der Minister ist mein Pathe!"

Die kostbare Schrift wieder sorgfältig auf seiner Brust verwahrend, begab er sich zunächst in seine bescheidene, in der Nähe des Justizpalastes belegene Wohnung, um sich mit seinem Taufzeugniß und anderen Dokumenten zu versehen, welche seine geistliche Verwandtschaft mit dem Minister bewiesen. Dann eilte er nach dem Palaste des Letzteren, wo einer seiner Landsleute, Namens Pierre, zur Zeit das wichtige Amt eines ersten Gehilfen in der Küche Seiner Herrlichkeit bekleidete. Diesem erzählte er, daß er mit dem Minister zu sprechen wünsche.

„Mit dem Minister?" Pierre betrachtete seinen Landsmann mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich verrieth, daß er an dessen Verstande zweifle, und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Du glaubst, mein Guter, daß dazu nur eine einfache Anmeldung nöthig ist?"

„Nein; aber ich glaube, daß Du mir ein Mittel angeben kannst, zu ihm zu gelangen."

„Ganz unmöglich! . . . Selbst ich, der ich zu seiner Bedienung gehöre, sehe ihn nie. Und doch bin ich eben mit der Zubereitung seiner Chokolade beschäftigt."

„Das ist also die Chokolade des Ministers?" fragte Jules, nach einer auf einem Kachelofen stehenden silbernen Kasserole blickend.

„Ich werde sie sogleich in diese vergoldete Tasse gießen," fuhr Pierre fort, „und dann einem Lakaien klingeln, der sie dort die Treppe hinauf bis zum Vorflur trägt, um sie einem Kammerdiener zu übergeben, denn nur der darf sich dem Minister nähern. Ah, da ist schon das Zeichen; hörst Du?"

Man vernahm in der That den Klang einer Glocke.

Pierre füllte die vergoldete Tasse, stellte dieselbe auf eine silberne Platte und eilte in das Nebengelaß, um eine mit dem Wappen des Ministers verzierte Serviette von feiner flandrischer Leinwand zu holen. Jules aber faßte schnell einen kühnen Entschluß. Er warf die Thüre des Nebengelasses hinter Pierre in's Schloß, ergriff die Platte, eilte die bezeichnete Treppe hinan, durchlief mehrere Korridore, öffnete auf's Gerathewohl mehrere Thüren, die in prachtvolle Gemächer führten, gelangte endlich an eine Portière von rothem Sammet, die er zur Seite schlug, und — sah den mächtigsten Mann in Frankreich vor sich, welcher einen eben geschriebenen Brief zusammenlegte.

Bei dem Geräusch erhob Mazarin den Blick zu dem mit verstörter Miene Eingetretenen.

„Was ist das?" fragte er mit dem italienischen Accent, welchen er sich nicht hatte abgewöhnen können. „Wer seid Ihr? . . . Was wollt Ihr hier?"

Jules setzte schnell die Platte auf einen Tisch nieder. „O, nun ist mir geholfen! . . . Guten Tag, Herr Pathe!"

Der Minister erhob sich. Während er den unbekannten Eindringling nicht aus den Augen ließ, suchte seine Hand nach der Glockenschnur.

„Hoher Herr, Ihr erkennt mich nicht wieder?" fuhr Jules fort. „Doch das läßt sich denken; ich war ja erst fünfzehn Tage alt, als Ihr mich zuletzt gesehen... im Jahre 1625. Ich bin der Sohn der Frau Noiraud!"

„Frau Noiraud?" — Der Kardinal schien in seinen Erinnerungen zu suchen.

„Frau Noiraud in Grenoble," sprach Jules weiter, „die Krämerin, bei welcher Ihr Euer Quartier genommen, als Ihr noch Kapitän waret, und deren Sohn Ihr aus der Taufe gehoben."

„In der That... ich glaube mich zu erinnern," sagte Mazarin. „Und dieser Sohn.."

„Bin ich!" unterbrach Jules ihn. „Jules Noiraud aus Grenoble!... Vor kaum einer Stunde erst erfuhr ich, daß Ihr der ehemalige Kapitän Juliano seid, und eilte nun sogleich hierher... Ihr befindet Euch doch wohl, Herr Pathe?"

Die Ungezwungenheit, Munterkeit und Naivetät des jungen Mannes begannen den Minister zu ergötzen. Er fragte ihn, wie er zu dieser Entdeckung gekommen sei, und durch welche Beweise er seine Behauptung unterstützen könne.

Jules überreichte die mitgebrachten Papiere und erzählte treuherzig, was ihm am heutigen Tage widerfahren war.

Als er geendigt hatte, legte der Minister seine Hand auf des jungen Mannes Schulter und sagte: „Nun, es ist noch nicht alle Hoffnung verloren, mein Armer; ich werde etwas für Dich thun. Ich werde Dich zum Aufseher über mein Silbergeschirr machen."

„Ich werde es in gutem Stande erhalten, Herr Pathe."

„Du wirst jedoch kein Gehalt bekommen. Du wirst Dir ein Hofkleid beschaffen und Dich selbst beköstigen und wohnen, wo es Dir beliebt."

„Ich danke, Herr Pathe.... Und Ihr werdet mein Fürsprecher beim Meister Roullard sein?"

„Niemals. Du mußt allein für Dich sprechen! Um Dir jedoch meine Theilnahme zu beweisen, werde ich Dir ein Privilegium ertheilen. Du wirst Dich vor aller Welt meinen Pathen nennen dürfen!"

Jules, im Glauben, daß er falsch verstanden habe, sah den Minister fragend an. Dieser aber wiederholte seine letzten Worte, hinzufügend, daß er ihn solcher Gunst würdig zu erfinden hoffe, bestellte ihn zum nächsten Tage, mit einem Hofkleide angethan, wieder in den Palast und entließ ihn dann.

Wie im Traume schritt Jules durch die Gemächer, die Korridore und die Treppe hinab. Auf der Straße angelangt, ward sich Jules seiner Enttäuschung erst völlig bewußt. Er sollte Mazarin dienen und sich dazu noch ein theures Hofkleid auf eigene Kosten beschaffen, ohne eine andere Entschädigung zu erhalten, als den Titel eines Pathen! Er hatte wohl schon oft von dem Geize und der Hartherzigkeit Mazarin's gehört, aber in solcher Größe hatte er sich beide doch nicht vorgestellt.

„Fürwahr, es wäre besser gewesen, wenn ich nie erfahren hätte, welch' einen vornehmen Pathen ich besitze," dachte der junge Mann; „alsdann dürfte ich mir doch morgen einen anderen Meister suchen, der meine Arbeit bezahlt! Aber mein Herr ‚Pathe' hat befohlen und ich muß gehorchen. Man sagt, daß viele Leute wegen weit geringeren Ungehorsams in den Kerkern der Bastille verkommen! Ich muß mir also die theuren Gunstbezeugungen meines Pathen gefallen lassen!"

So erschien er denn also am anderen Tage zur bestimmten Stunde im Vorzimmer des Ministers, in welchem bereits viele Bittsteller sich befanden.

Bei seinem Eintritt richteten sich Aller Blicke auf ihn, und er hörte, daß man sich gegenseitig leise nach seinem Namen fragte. Der Komthur v. Souvré und der Generalpächter Dubois, welche in einer Fensternische sich unterhielten, betrachteten ihn besonders aufmerksam und schienen in ihrer Erinnerung zu forschen, wo und wann sie ihn schon gesehen hatten.

„Wahrhaftig," sagte der Komthur plötzlich, „es ist der Mensch, der gestern von Meister Roullard fortgejagt wurde."

„Ein Handwerksgesell!" rief Dubois aufgebracht. „Wer hat ihm erlaubt, hier einzutreten?... Was kann er wollen?"

„Das werden wir sogleich erfahren," sagte der Komthur, „denn der Minister kommt schon."

Der Kammerdiener öffnete die Thüre; Mazarin erschien in derselben, und sofort trat die tiefste Stille ein.

Der Minister, gefolgt von seinem Sekretär, schritt grüßend näher, indem er bei den Einzelnen stehen blieb, um deren Gesuch anzuhören oder eine Bittschrift in Empfang zu nehmen. Er kam so bis zur Stelle, wo sich Jules befand, und lächelte, als er ihn gewahrte.

„Ah, da bist Du ja!" sagte er, indem er den jungen Mann zutraulich mit seinem Handschuh auf die Wange schlug. „Nun, wie geht es Dir heute, mein armer Junge?"

„Sehr gut, Herr Pathe!" antwortete Jules völlig unbefangen.

Es war, als hätte in diesen Worten ein Zauber gelegen. Aller Blicke richteten sich mit dem Ausdruck neidischer Bewunderung oder ehrerbietigen Staunens auf Jules, und Aller Lippen murmelten: „Sein Pathe! . . . Monseigneur ist sein Pathe!"

Mazarin gewahrte mit halbem Blick diese Wirkung. Er fuhr zu Jules gewandt weiter fort: „Das freut mich, Kleiner. Leider kann ich von mir nicht dasselbe sagen; ich fühle mich heute ein wenig matt. Leihe mir doch Deinen starken Arm!"

„Mit Vergnügen, Herr Pathe."

Und auf des jungen Mannes Schulter gestützt, setzte der Minister seinen Umgang im Vorzimmer fort, indem er sich oft mit zutraulichen Fragen an ihn wandte, und auch dann und wann die Aeußerung seiner Meinung über irgend ein Bittgesuch forderte. — Jules, nicht wissend, ob die letzteren Fragen ernst gemeint seien, oder ob Mazarin seinen Scherz mit ihm treibe, begnügte sich mit den Antworten: „Ja, Herr Pathe... Nein, Herr Pathe!... Nach Eurem Belieben Herr Pathe!"

Erst nach Beendigung der Audienz ließ Mazarin den jungen Mann von seiner Seite, indem er ihm ankündigte, daß er ihn später in sein Kabinet rufen lassen werde. Kaum aber hatte sich die Thüre hinter dem Gewaltigen geschlossen, als Jules sich von allen Seiten von Bittstellern umringt sah.

Der Komthur v. Souvré hielt sich dem Gedränge fern, bis der Trubel vorüber war. Dann ergriff er die Hand des jungen Gesellen und sagte: „Ich bin sehr erfreut über Euer Glück, mein lieber Herr Noiraud! Monseigneur hegt offenbar eine besondere und gewiß wohlverdiente Zuneigung für Euch. Es ist klar, daß er Euch nichts abschlagen wird."

„Das glaubt Ihr, gnädiger Herr?" versetzte Jules lebhaft.

„Ich bin dessen vollkommen gewiß," versicherte der Komthur, „und bitte Euch, ein Wort für meinen Neffen einzulegen, der gern Oberst eines Regiments werden möchte. Er wird das Regiment erhalten, wenn Ihr es wollt."

„Mein Gott . . . ich? Es wäre mir schon recht..."

„Mehr verlange ich ja nicht! Seid versichert, daß Ihr Eure Gunst an keinen Unwürdigen verschwendet! Ich werde mich dankbar erzeigen."

Der Komthur verbeugte sich tief und ging. Auch Jules verließ nun das Vorzimmer, in der Absicht, seinen Landsmann Pierre aufzusuchen, um bei demselben zu verweilen, bis Mazarin ihn rufen lassen werde. Aber auf der Schwelle empfing ihn der Generalpächter Dubois, der noch länger als der Komthur gewartet hatte, und legte seinen Arm in den des jungen Mannes.

„Ich habe Euch nur ein Wort zu sagen, Herr von Noiraud!" flüsterte er. „Ihr wißt wahrscheinlich schon, daß ich das Privilegium des Alleinhandels mit den Windinseln nachsuche. Wenn ich dieses Privilegium erhalte, so zahle ich Euch sechstausend Livres."

„Sechstausend Livres!" wiederholte Jules erstaunt.

„Ah, Ihr verlangt mehr?" versetzte der Generalpächter. „Nun gut... ich biete zehntausend Livres."

„Aber mein Herr, ich kann in dieser Sache nichts thun."

Dubois ließ den Arm des jungen Mannes los. — „Nun, ich merke, daß Ihr bereits von meinen Mitbewerbern gewonnen seid. Wie viel hat man Euch denn geboten?"

„Ich verstehe Euch nicht, mein Herr!"

„Gut, gut... ich werde mich an andere Leute wenden. Ihr dürft nicht glauben, weil Ihr der Pathe des Ministers seid, daß Alles Eurem neuen Einfluß weichen muß! Wir werden kämpfen, mein Herr!" Und der dicke Generalpächter watschelte zornig davon.

Noch hatte sich Jules von seinem Erstaunen nicht erholt, als der Kammerdiener erschien und ihn zu dem Minister beschied.

Mazarin verstand es, in der Miene des jungen Mannes zu lesen. „Hast Du Erfahrungen gemacht, mein Junge?" fragte er.

Jules erzählte offen, was ihm nach der Audienz begegnet war.

„Bravo!" versetzte der Kardinal, indem er lächelnd sich die Hände rieb. „Sage nur zu Allem Ja."

„Ich soll also bei Euch für diese Leute bitten?"

„Nein, nein... keine Bittgesuche! Aber laß' sie den Glauben bezahlen, daß Du ihre Wünsche erfüllen kannst, und nimm Alles, was gutwillig gegeben wird. Leistest Du ihnen nicht wirkliche Dienste, so gewährst Du ihnen doch Hoffnungen. Jetzt gehe, um Dein Amt als Aufseher meines Silbergeschirres anzutreten."

Der schlichte Verstand des jungen Mannes begriff diese Rathschläge nicht. Allein er wagte nicht zu widersprechen. Sein Dienst war eben nicht sehr anstrengend und zeitraubend, und alle seine Kameraden, besonders sein Landsmann Pierre, begegneten ihm mit der größten Hochachtung.

Am zweiten Tage nach der Audienz erschien bei Jules in seiner Wohnung ein Diener des Komthur v. Souvré, der ihm ein Billet seines Herrn nebst einem goldgefüllten Beutel überbrachte. Das Billet enthielt eine warme Danksagung des Komthurs für die Ernennung seines Neffen zum Obersten eines Regiments. Der Diener war sogleich wieder verschwunden. Die Neugier bewog den jungen Mann, den Inhalt des Beutels zu zählen. Er fand dreitausend Livres in demselben.

Noch überlegte Jules, ob er denn diese bedeutende Summe wirklich annehmen dürfe, als der Generalpächter Dubois erschien.

„Nun, Ihr habt doch gewonnen, Herr v. Noiraud!" keuchte der Letztere mit einer Stimme, deren Ausdruck zwischen Aerger und Hochachtung getheilt war. „Einer meiner Mitbewerber hat das Privilegium erhalten... Ich war thöricht, gegen Euren Einfluß ankämpfen

zu wollen, und dafür werde ich mich bestrafen. Hier sind die zuerst von mir angebotenen sechstausend Livres; es soll dies nur eine Abschlagszahlung auf das nächste Geschäft sein, für welches ich auf Euren Beistand hoffe."

Er zog sein Portefeuille hervor, entnahm demselben einige von den reichsten Kaufleuten zu Havre und Dieppe gezeichnete Wechsel und legte dieselben auf den Tisch.

„Aber, mein Herr," wandte Jules ein, „ich schwöre Euch, daß ich weder die Verweigerung des von Euch nachgesuchten Privilegiums veranlaßt habe, noch im Stande bin, Euch jemals zu dienen ..."

„Schon gut!" unterbrach Dubois. „Ihr wollt den Minister, Euren Pathen, nicht kompromittiren. Das zeugt von Eurer Klugheit. Ich fordere ja auch nichts von Euch und glaube Alles, was Ihr wollt. Versprecht mir nur, daß Ihr bei künftigen Gelegenheiten mir nicht entgegen sein wollt."

„Das will ich schon gern versprechen. Aber ..."

„Ich bin damit zufrieden; denn ich traue vollkommen Eurer Versicherung. Vergesset nicht, Herr v. Noiraud, daß ich gern bereit bin, Euch zu dienen, wenn Ihr früher oder später wegen einiger tausend Livres in Verlegenheit kommen solltet." Der Generalpächter grüßte höflich und ging von dannen.

„Diese Leute müssen rein toll sein!" dachte Jules.

Dergleichen Auftritte wiederholten sich mehrfach in den nächsten Wochen. Jules mochte betheuern, so hoch er wollte, daß man ihm weder die Zurückweisung noch die Gewährung einer an den Minister gerichteten Bitte zuzuschreiben habe — man drang ihm das Geld fast mit Gewalt auf oder wußte es auf schlaue Weise in seine Hände zu spielen; und Mazarin befahl ihm, Alles zu behalten, was man ihm gebe.

Natürlich blieb unter solchen Umständen Jules gern im Dienste Seiner Herrlichkeit.

Meister Roullard's Gesuch um den Titel eines Hof-Goldschmieds indeß war rund abgeschlagen worden. Dazu traf ihn noch ein zweites Unglück. Sein Gesinnungswechsel war seiner bisherigen Kundschaft nicht verschwiegen geblieben; sie fiel von ihm ab, und die Anhänger des Ministers mieden ihn nach wie vor. Er sah sein Geschäft und damit auch seinen Wohlstand mit Riesenschritten rückwärts gehen.

Eines Morgens erschien er in der neuen behaglich eingerichteten Wohnung Noiraud's, um zu erklären, daß er nicht länger mit seinem lieben Zöglinge in Zwiespalt leben könne und diesen um Verzeihung bitte. Jules empfing ihn mit offenen Armen. Eine Stunde später flossen seine Freudenthränen gemeinsam mit denen des geliebten Mädchens.

Jules stand fortan nur dem Namen nach im Dienste des Ministers. Er übernahm das Geschäft des Meisters Roullard, und Alles, was zum Hofe gehörte oder zu den Anhängern des allmächtigen Premierministers gezählt sein wollte, drängte sich in den Laden des jungen „Hof-Goldschmieds", denn diesen Titel gab ihm Mazarin mit.

Als Jules, strahlend vor Glück, seine junge Frau seinem Pathen vorstellte, nahm dieser ihn beim Ohr und sagte lachend: „Das hast Du wohl nicht erwartet, als ich Dir die Erlaubniß ertheilte, mich Deinen Pathen zu nennen?"

„Fürwahr, nein, Herr Pathe!"

„Du kanntest die Menschen nicht, mein Kleiner. Nicht durch das, was man wirklich ist, sondern durch das, was man zu sein **scheint**, macht man sein Glück bei Hofe."

Und Jules Noiraud machte sein Glück. Sein hoher „Pathe" entzog ihm nie seine Gunst und bald zählte der junge Hof-Goldschmied, zu dem sein Schwiegervater mit Stolz emporsah, zu den angesehensten Bürgern der Seinestadt.

Humoristisches.



Wahrheitsliebe.

Gast (zum Wirth, dem er die Monatszeche schuldig ist): Diesmal zahl' ich nichts.

Wirth: Aber erlauben Sie, das haben Sie im vorigen Monate auch gesagt.

Gast: Nun, habe ich vielleicht nicht Wort gehalten?



Frühzeitige Besorgniß.

Neunjähriges Mädchen: Mutter, mit wie viel Jahren hast Du Dich verheirathet?

Mutter: Was kümmert Dich das, Du kleiner Naseweis?

Tochter: Ich wollte nur wissen, ob ich nicht etwa schon zu alt bin zum Heirathen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 42:
Mache es Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm.

Räthsel.

Wohl dürft' es, scheinet mir, nicht Allen
In meinem Innern sehr gefallen,
Besonders wen verwöhnet hat
Das Leben einer großen Stadt.

Doch wohn' ich selbst in Deinem Herzen,
Werd' ich die Quelle mancher Schmerzen,
Und besser wär' es sicherlich
Wär Deinem Kleid zu eigen ich. M. Paul.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösungen von Nr. 42: des Räthsels: Nadel, Laden; des Diamant-Räthsels: Wilhelm Tell.

W
m i r
G a l b a
E n g h i e n
F r a u e n l o b
W i l h e l m T e l l
D e c i m e t e r
P r o t e u s
L i e b e
E l i
l.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.